

Liebi wartet nid

Autor(en): **Bietenhard, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mundart : Forum des Vereins Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): **1 (1993)**

Heft 4

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-962062>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MUNDART IN DER BERNER KIRCHE

Die bernische Kirchensynode lehnt ein mundartfreundliches Postulat ab.

In der Sommersession hatte das Parlament der reformierten Landeskirche über ein Postulat Rytz zu befinden, das eine Schrift zur besseren Gestaltung der mundartlichen Predigten und entsprechende (freiwillige) Weiterbildungskurse anregte. Es ist leider kein Geheimnis, dass oft wenig Sorgfalt auf den mundartlichen Ausdruck verwendet wird, sei es, dass schriftdeutsche Formulierungen unbesehen übernommen werden oder dass sprachlich wenig Rücksicht auf die Situation der Verkündigung in der Kirche genommen wird.

Nun muss man wissen, dass der Gebrauch der Mundart in der bernischen Kirchenordnung freigestellt ist und dass auch in der Synode wie im Grossen Rat die Mundart die Verhandlungssprache ist, was in der Schweiz wohl einzig dasteht. Man hätte also hoffen dürfen, dass sich sowohl der Synodalrat als vollziehende als auch die Synode als gesetzgebende Behörde den Argumenten des Postulanten nicht verschliessen würden. Um so überraschter waren die Mundartfreunde, als der Synodalrat das Postulat mit der Begründung abwies, wichtig sei vor allem die Verständlichkeit der Botschaft, im weitern gebe es auch viele Ausländerinnen und Ausländer in der theologischen Fakultät und im Kirchendienst, nicht zu vergessen

sei ferner, dass die Schriftsprache eine Brücke zum französischsprachenden Teil des Kirchengebiets bilde und dass die verschiedenen Dialekte ihre Eigenständigkeit sollten behalten dürfen. Vergebens versuchten verschiedene Votanten auf das eigentliche Anliegen des Postulats zu verweisen, dass weder eine Verdrängung des Schriftdeutschen noch eine Vereinheitlichung des Berndeutschen anstrebe, sondern einfach einen reflektierteren Gebrauch.

Nach der Replik des synodalrätlichen Sprechers wurde das Postulat mit grossem Mehr abgelehnt.

Damit geben wir uns aber nicht einfach geschlagen. Von verschiedenen Synodalen wurde uns nachträglich Hilfe zugesichert. Es ist angeregt worden, das Anliegen halt doch in der Pfarrerweiterbildung wieder aufzunehmen. Auch planen Frau Dr. Bietenhard und der Schreiber, in einer Schrift anhand von Beispielen Wege eines gemässen mundartlichen Ausdrucks in der kirchlichen Verkündigung aufzuzeigen.

Werner Marti

LIEBI WARTET NID

Hochsprachliche Schriftsteller treten in unserem Jahrhundert meist mit einem Roman als Erstling an die Öffentlichkeit. An die Novellistik wagen sie sich erst viel später, weil diese als anspruchsvollere Kunstform gilt. In der Mundartliteratur ist es genau umgekehrt. Während alljährlich die Regale von neuerscheinenden Sammlungen kürzer und längerer «Gschichte» überquellen,

von der präzise formulierten Kurzgeschichte bis zur pointenlosen Lebenserinnerung, tauchen höchstens ein bis zwei Bücher auf, die man als Roman bezeichnen kann. So sind in den vergangenen zwei Jahrzehnten gerade zehn Romane auf berndeutsch erschienen. Heute kann ich hier den elften besprechen.

Der Autor, Roger Steck, Notar und Bernburger, hat seine Spuren als Berndeutschschriftsteller bereits mit einem vor einigen Jahren erschienenen berndeutschen Kriminalroman («Di faltschi Wahrheit», Fischer, 1983), der im stadtbernischen Marziliquartier spielt, abverdient. Im neuen Roman nun geht er aufs Land und verzichtet zudem mutig auf den heute so beliebten Hautgoût des Krimi. Kunstvoll verflucht er in einer Liebesgeschichte Truber Bauernfamilien und Menschen, die in städtischen Betrieben arbeiten, das Ganze erst noch zurückdatiert in die fünfziger Jahre, den Beginn der wirtschaftlichen Wende in unserem Jahrhundert, wo sich die Bevölkerung der verschiedenen Regionen immer mehr vermischt. Er kennt sich aus in der Arbeit des Bauern, des Flugzeugmechanikers und des Gerichtspräsidenten, aber ebenso in den Gefühls-«Knörzen» des Berners, wenn es um eine Liebeserklärung geht, und in denen der verwitweten Bernerin, die der Lebenskampf allzu «rääss» (resolut) werden lässt. Die Geschichte ist sorgfältig aufgebaut und verflochten, sie verzichtet auch auf ein bequemes Happy-End, wobei allerdings für mich der Schluss etwas überpackt wirkt und dadurch abfällt.

Wie formuliert sich das alles in der Mundart? Hält auch hier der

Roman, was man von ihm erwartet? Mit zwei sprachlichen Hauptproblemen hat sich der Schriftsteller von Mundartromanen vorab auseinandersetzen. Wie löst er die Frage der regionalen Vielfalt in seiner Darstellung, und wie setzt er sich mit der Grenze zum hochdeutschen Ausdruck auseinander?

In Trub spricht man anders als in Bern, und in Bern selber gibt es viele Sprachschichten. Alle diese geographischen und sozialen Sprechvarianten sind jedem Durchschnittsberner bewusst und gegenwärtig. Soll der Autor diese Sprachvarianten sorgfältig wiedergeben (wie Tavel das – in gemässigter Form – zu tun pflegte), oder leidet die Einheitlichkeit des Werkes darunter? Steck entschliesst sich sehr bewusst für eine einheitlich durchgehaltene «gepflegte stadtbernisches Mundart» und stellt das im Vorwort auch gleich klar. So darf es den Leser, die Leserin nicht befremden, wenn der Truber Bauer «es dunkt mi» statt «es düecht mi» sagt, mir «gangen yne» statt «mir ga yche». Der Entscheid ist zu respektieren, auch wenn er uns ab und zu weh tut. Fragwürdiger scheint mir allerdings, wenn im Bauerngespräch Wörter wie «Goof» und «yu» (ja) vorkommen.

In der angestrebten «gepflegten» Mundart der fünfziger Jahre waren diese Ausdrücke in der Stadt verpönt und auf dem Lande noch weitgehend unbekannt, auch wenn sie heute auch dort Allgemeingut geworden sind (wie ich mir von einem älteren Langnauerbauer bestätigen liess; «auwä wäg em Milidär», erklärte er).

Und zur Reibungsfläche mit dem hochdeutschen Ausdruck: Ich beobachte an mir selber immer wieder, dass mundartliches Schreiben viel

anspruchsvoller ist als mundartliches Reden, weil jenes eine klare Bevorzugung mundartlicher Ausdrucksweisen fordert: «Ds Meitschi, wo bishär ratlos dernäbe gstanden isch» tönt schief, nicht nur wegen des hochdeutschen «bishär». Es liesse sich ersetzen durch: «Ds Meitschi, wo sech bis jitz nid het gwüsst z hälfe», «wo nid gwüsst het, was mache», «wo der Rank nid gfunde het, für z Hilf z cho». – «Im Eimer» ist reines Schriftdeutsch – der Gegenstand heisst auf berndeutsch «Chessel» und der Ausdruck «futsch». Leicht liessen sich «betrachte» durch «aaluege», «erhasche» durch «verwütsche», «bange» durch «angschte» ersetzen. Auf meine diesbezügliche Kritik hin antwortete mir Steck: «Ein Roman erfordert eine gewähltere Formulierung, eine anspruchsvollere Wortwahl als die Mundart des sogenannten kleinen Mannes. Geschriebene Mundart ist ein Zwitter, aber ein lebensfähiger. In dieser Sicht scheint mir der Griff in die hochdeutsche Trickkiste verständlich und, vorsichtig angewandt, eine sprachliche Bereicherung.» Ich kann mich dieser Argumentation nicht anschliessen. Einig gehe ich mit Steck darin, dass Mundartschreiben ein Balanceakt ist und bleibt zwischen dem allzu billigen oder auch allzu blumig-schwülstigen Dialekt einerseits und der mehr oder weniger hochgestochenen Schriftsprache andererseits. Es muss der Freiheit jedes Mundartschriftstellers überlassen werden, wie und wo er jeweils diese Balance ansetzt und durchhält.

Ruth Bietenhard

Roger Steck, «Liebi wartet nid», Fischer Verlag, Münsingen-Bern 1993

MUNDARTTAGE ST. WENDEL IM SAARLAND

Vor einiger Zeit fanden in St. Wendel in der Bosener Mühle Saarländische Mundarttage statt. Im Rahmen dieser grossangelegten Veranstaltung mit verschiedenen Lesungen, Konzerten und Theateraufführungen veranstaltete der Landkreis St. Wendel, zusammen mit dem saarländischen Rundfunk, auch ein Symposium, zu dem Autoren aus verschiedenen Sprachgebieten, so aus der Pfalz, aus Lothringen, aus dem Schwäbischen und der alemannischen Schweiz geladen waren. Während einer Woche trafen sich da sechs Autoren zu Gesprächen, zur individuellen Arbeit und zu Lesungen, die der Saarländische Rundfunk mit täglichen Sendungen, so mit einem «Mundart-Frühstück» live und mit zwei mehrstündigen Aufzeichnungen begleitete. Anlässlich der Sendung der Saarlandwelle (SR3) erklärte der Sendeleiter Friedrich Hatzenbühler, dass diese Mundarttage im St. Wendelerland die Folge einer langjährigen Förderung der Mundarten sei, die ihren Höhepunkt in den seit 15 Jahren jährlichen Mundartwettbewerben finde. Die Mundarttage St. Wendel, initiiert durch Stadt und Landkreis St. Wendel, in Zusammenarbeit mit dem Saarländischen Rundfunk, böten Annäherungen an das Phänomen der Mundart, des Dialekts. Er bezeichnete die Mundart als eine Sprach-